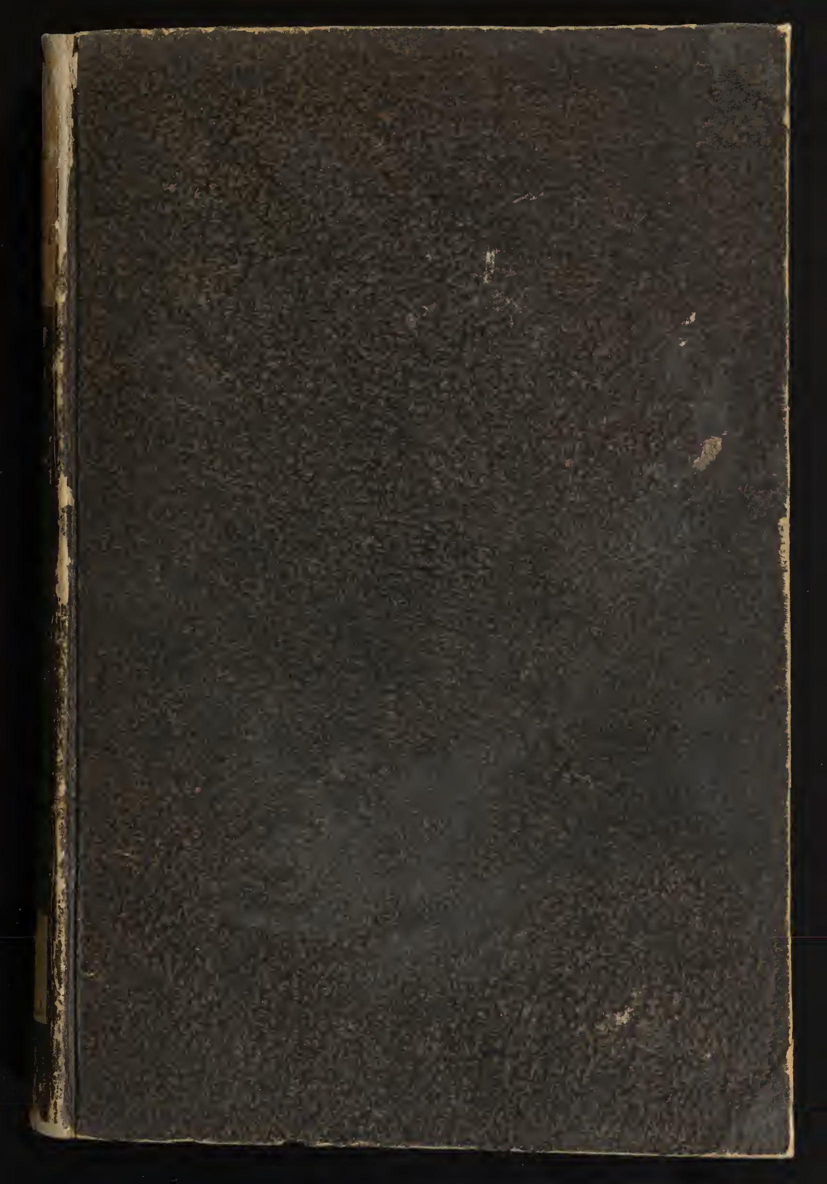


Der HErr aber erhalte, vertiefe und vollende unter allen Kämpfen das Werk seiner treuen Zeugen in Minahasa!

Hebich in Canara.

1. Niederlassung in Mangalur.

Am Morgen des 14. Oktobers 1834 hörte der Richter Nelson von der Ankunft eines Schiffes auf der Rhede vor Kalikut; das war jetzt ein Ereigniß geworden, seit der indische Handel sich von der Pfefferküste nach anderen Mittelpunkten gezogen hatte. Nelson war ein frommer Mann, befreundet mit Rhenius und Bärenbruck; er gab etliche Jahre später sein einträgliches Amt auf, um gegen die Unterstützung des Götzendienstes durch die ostindische Kompagnie, so viel an ihm lag, zu protestiren. Der Gedanke, Missionare könnten auf dem Schiffe sein, trieb ihn ans Ufer und ins Boot; er nahm gleich die Baileys und die drei Deutschen (Hebich, Greiner und Lehner) mit sich auf seinen freundlichen Hügel, wo er sie in Zelten unterbrachte und aufs Zuvorkommenste bediente. Am liebsten hätte er sie für Malabar gleich bei sich behalten; doch da einmal Mangalur ihre Bestimmung war, schrieb er seinem jungen Freunde daselbst, dem Unterkollektor Findlay Anderson, ob er für sie sorgen wolle und könne, setzte den Brüdern den Stand der Dinge in Kanara auseinander und bestellte alsbald für sie in Madras als sein erstes Geschenk die theuren kanaresischen Wörterbücher und Grammatiken.*)

Der Einladung der Tinneweli-Brüder, zuerst zu ihnen zu kommen, konnte trotz alles Zuges der Herzen nicht entsprochen werden; da Anderson fröhlich zusagte, wurde am 24. Okt. ein Pattemar gefun-

*) Graul erzählt (Reise III, 184): „Die ersten Missionare waren aus Unbekanntschaft mit den Sprachverhältnissen anfangs auf eine falsche Fährte gerathen; sie machten sich an das Konkani, fanden aber bald heraus, daß das Konkani nicht die eigentliche Landessprache ist, und griffen dann das Kanaresische an." So ungeschickt und unberathen waren sie denn doch nicht.

den, der die drei Deutschen mit ihrem Gepäck aufnahm und sie nun in eine der langweiligen Arten indischen Reisens einweihte. In sechs Tagen, während deren sie Muße hatten, die scheinbar unzähligen Löcher im ungeheuren Segel des Küstenboots zu zählen, fuhren sie die 45 Stunden Wegs nach der Hauptstadt von Kanara und wurden am 30. von dem edlen Anderson mit offenen Armen empfangen.

Dieser treue Freund, der über 20 Jahre lang der Mangalur-Mission die wichtigsten Dienste leisten sollte, war ein unschätzbares Geschenk für die Neuangekommenen. Die Sache des Reiches Gottes lag ihm so sehr am Herzen, daß er gerade damit umgegangen war, einen Kolporteur zur Verbreitung christlicher Schriften anzustellen; nur wollte sich nirgends ein geeigneter Mann finden lassen. Wie froh war er jetzt, drei Missionare auf einmal zu beherbergen und sie mit Land und Leuten bekannt zu machen. Von Kotschi bis Bombay war die Küste noch unbesetzt von Boten Christi; im Innern waren Bangalur, Bellary und Belgam die nächsten Missionsstationen, keine unter 100 Stunden weit entfernt. Da dieselben aber im Gebiet der kanaresischen Sprache lagen, setzte man sich alsbald mit den Londoner Brüdern, welche dort arbeiteten, in Verbindung und freute sich königlich über die Willkommschreiben und die ersten Traktate und Bibeltheile, die von ihnen eintrafen.

Bei dem Völkergemisch in der Küstenprovinz wurde aber bald für nöthig erachtet, noch eine der hier gesprochenen Sprachen zu bewältigen, da ohnehin bald Verstärkung nachgesandt und eine weitere Station in Angriff genommen werden mußte. Man entschied sich dahin, daß Lehner das Konkani, die Sprache der Katholiken und Kaufleute in Mangalur, sowie die von Nordkanara, erlernen sollte, während die beiden andern ihre kanaresischen Studien fortsetzten. Im Dezember bezogen sie eine bescheidene Miethwohnung auf einem dem Seewind ausgesetzten Hügel und lernten nun mit ihren beiden Munschis, einem Brahmanen und einem Katholiken, in großer Abgeschiedenheit eifrig drauf los.

Bald erkannten sie, daß eine Station im Innern des Landes zu gründen, ein verfehltes Unternehmen wäre; die Bevölkerung fand sich doch am dichtesten in der Nähe der Küste. Man zählte damals 20,000 Katholiken, 651,000 Hindus und 46,000 Muhammedaner in der Provinz Kanara. Die Engländer der Station, etwa 18 an

der Zahl, wurden nur zweimal im Jahre vom Kaplan in Kannanur besucht; daher baten sie um einen sonntäglichen Gottesdienst. Die Missionare versuchtens damit, so gut es gieng, und da die Herren ihre Zufriedenheit bezeugten, predigten sie abwechselnd jeden Sonntag in Englisch, bis ihnen einmal der Mund geöffnet wäre, zum Volke zu reden.

Hebich fühlte sich ungemein wohl in dieser neuen Welt. „Wir können fest glauben: der HErr hat uns hieher geführt, in Seinem Namen stehen wir hier. Es ist aber noch ein ganz unbearbeiteter Boden, eine geistige Wüste, darin wir stehen. Im Namen des HErrn haben wir die kanaresische und Konkani-Sprache gewählt, die erste als die Hauptsprache im Lande, die zweite als die nächstwichtigste; dann ist aber noch ein bedeutender Volksstamm hier, die eigentlichen Bauern, die Tulu reden; diesem Volke gehört zunächst das Wort vom Leben; aber ihre Sprache zu erlernen, muß man erst das Kanaresische kennen, weil sie ohne alle Hilfsmittel ist und diese Leute rein nichts mit den Engländern zu thun haben, wie denn auch nicht Einer Englisch versteht. Dieses Volk liegt auch auf unseren Herzen; es soll auch das Wort des Lebens übersetzt bekommen und gepredigt hören, — Sie sehen, wie viele Hände es da bedarf! Bei einer Wahl von Brüdern, die Sie für uns zur Stütze ausersehen, möchten wir allein solche vorschlagen, die einen geübten Blick auf den gekreuzigten Heiland haben. — Wir haben bisher immer alles reichlich, ja gut gehabt; auf meinen vielen Reisen hab ichs in jeder Hinsicht schlechter und mühseliger gehabt. Doch geht hiezuland Alles sehr langsam, und unsern kleinen Haushalt einzurichten hat mich viel Mühe gekostet. Mit den versprochenen 125 Pf. St. per Jahr glauben wir auszureichen. Wir müssen wohl ein Haus kaufen, was dem Bauen weit vorzuziehen ist ꝛc. Aber das Aeußerliche ist freilich das Wenigste. Wie wir durch den Geist Gottes auf viele Geister wirken, so wirken diese wieder auf uns, was uns das Werk doch schwer macht. Wenn die Seele sich nicht fleißig immer und wieder von der Einen Urquelle des ewigen Geistes Leben sammelt, so wird sie jenen Geistern konform gemacht, die auf sie zerstörend einwirken und die sie im einigen Geiste Gottes bekämpfen soll. Gedenket unser; denn nur so viel wir im Geiste wandeln, werden wir fruchtbar sein für das ewige Königreich unsres Gottes.“ (31. Dezember 1834.)

Wie nun die Brüder das Volk um sie her betrachteten, seine Götzendienste mitanschauten und die Noth desselben beherzigten, möchten sie sich wohl die Sprachengabe wünschen, um flugs unter sie treten und zeugen zu können. Wenn aber ein erfahrener Bruder von Bangalur schrieb: vor zwei Jahren sollen sie doch nichts anfangen! so mußte ihm Hebich zwar Recht geben, so fern er seine eigenen Fortschritte in der Sprache berechnete, „mein Herz und Geduld wird aber sehr auf die Probe gestellt." (31. März 1835). Im heißen April und Mai gieng es ihm kümmerlich, doch allmählich lernte er die Leute verstehen, besonders seinen brahmanischen Munschi, dem ers nicht lassen konnte, mit den göttlichen Heilswahrheiten zu Leibe zu rücken. Aber wie fand er diese Menschen „so ganz in der Hand des Satans! Wenn mein Brahmine einmal von der Wahrheit des herrlichen Evangeliums überrascht wird und sein Gewissen die Zustimmung seinen Lippen abzwingt, so kehrt er nach Hause und am andern Tage ist nicht nur alles wieder weg, sondern ein größerer Unglaube hervorgewachsen. Dieser wird dann den Tag über durch das Lesen des Worts wieder in gewissem Grade beseitigt, und am nächsten Tage ists wieder dasselbe Lied. Ihr Aberglaube geht über alle Begriffe; einmal z. B. behauptete er: hundert Kinder zu morden ist lange kein so großes Verbrechen, als eine Kuh zu schlachten.

„Neulich (im Juli) hatte ich eine zweistündige Unterhaltung mit drei Brahminen. Auf die Frage: 'wer ist euer Gott, Brahma, Wischnu oder Schiwa?' wurden deren Charaktere mit ihren Thaten vorgenommen, wie sie ihre Schastras erzählen, und nun gefragt: 'Kann das Gott sein?' Antwort: 'Aber auch in eurer Bibel nennt sich Gott den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs; wer sind diese?' Nachdem es ihnen erklärt war, ließen sie ihre drei Götter auch fahren, die sie auf einem Papier mit drei Nullen bezeichneten, und nun blieb nur eine große Null, welche das Urwesen bezeichnen sollte, von dem die drei Andern ihr Wesen erhielten. 'Wer ist aber das Urwesen?' Da wurde auf die Wand gewiesen: 'Das ist in Allem.' So habt ihr denn keinen Gott, sagte ich ihnen und machte ihnen begreiflich, daß der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, nicht in Mauer und Holz, sondern ein persönlicher Gott ist &c. Aber die Beweise thun es nicht; diese Leute suchen keine Wahrheit und bleiben daher nach wie vor. Hieher gehört ausharrende Geduld und

nur der Wunsch kann uns beseelen: einen Trieb zur Wahrheit in ihnen zu erwecken. Unser Munschi, der theilweise den Dolmetscher machte, war den andern Tag wieder ebenso abergläubisch und ungläubig.

„Wilsons Schilderung (exposure) der Hindugötter, von Br. Greiner mit unserm Munschi ins Kanaresische übersetzt, gab die Veranlassung zu diesen häufigeren Besuchen der Brahminen. Letzterer wurde nämlich über die Thaten jener Hirngespinnste, die er 'seine Götter' nennt, geradezu schamroth und erkundigte sich bei seinen besser unterrichteten Kollegen 'ob es sich also verhielte' (denn die meisten Brahminen sind in ihren Schastras sehr unbewandert und rohe Götzendiener), und diese Frage brachte Leben unter sie. So kommt doch manches Wort der Wahrheit jetzt schon durch unsern Munschi unter die Brahminen. Wenn sie in Eifer gerathen, um zu disputiren, wird ihnen jene Uebersetzung gegeben, dann wissen sie nicht viel zu sagen.

„Eines Abends noch im Mai, wurde ich auffallend überrascht. Nachdem wir zu Mittag gegessen (5 ½ Uhr), nahm ich vom Tisch etwas Brod mit, das ich den Hühnern gab; da standen plötzlich zwei Brahminen vor mir, davon einer, ein auffallend feiner Mann, mir noch fremd war. Ich nöthigte sie sogleich in unsere Veranda, wo wir uns setzten. Da wollte er untersucht haben, was Gottes Wort sei. Ich zeigte ihm die hebräische Bibel und das griechische Neue Testament und erklärte ihm, daß das die Grundtexte seien, die er ganz verwundert anschaute; drauf legte ich ihm die ganze kanaresische Bibel vor, als eine der 160 Uebersetzungen, die dieses Buch schon erlebt habe. Die Leute meinen nämlich oft, das Buch sei eben in Bellary gemacht worden. Ans Disputiren war hier nicht zu denken, so anständig war er. Ich gab ihm einen Matthäus und den Römerbrief und empfahl sie ihm zur genauesten Prüfung; so schieden wir mit vergnügtem Herzen, indem ich ihn zu ferneren Besuchen einlud. Solche Besuche wiederholen sich nun häufig; am Ende aber wollen die Meisten nur Empfehlungen an Freund Anderson oder Geld. Sie sind gar nicht so hell und rasch, wie ich sie mir dachte, sondern höchst langsam und faul.

„Vorgestern nun gab mir mein Munschi eine merkwürdige Erklärung; so frei und zutraulich hatte er sich noch nie gezeigt, es war eine Stunde vom HErrn. Er gab zu, sie, die Brahminen,

seien vom Teufel beherrscht, er lasse sie nicht und sie lassen ihn nicht. Was sie auch den Tag über bei uns hören mögen, am Abend kriegen sie doch ihren Götzen wieder hervor und der ist doch so gar schön, hat Hände und Füße und alles so niedlich ausgeziert. Vor ihn setzen sie sich dann hin und schlagen die Augen zu ihm auf und sinds gewiß, sie haben auch einen Weg zur Seligkeit. 'Die Brahminen also werden sich nicht bekehren. Aber die niedern Klassen, die wir nicht unterrichten,' fuhr er fort, 'die keinen Götzen haben und nicht an Gott denken, sondern eben, wenn sie etwa krank sind, in irgend ein Teufelshaus gehen und dem Holzbild dort ihre Noth klagen und fürs Genesen etwa eine Kokosnuß versprechen; die werden, wenn man sie lehrt, das Evangelium wohl annehmen. Dann ist noch ein Umstand hier: Die Christen (Katholiken) führen einen schlechten Wandel und sind sehr schmutzig, während bei uns (Brahminen) alles so reinlich und nett ist. Da fragt man nun gleich: soll ich zu diesen schmutzigen, übelriechenden Leuten gehen?' Nun diese Schilderung des Mannes ist wahr. Was aber nicht in der Natur ist, das kann die Gnade bewirken. Ach, daß wir bald mit verständlichen Worten das Amt eines Evangelisten ausrichten möchten! Br. Lehner sucht indessen mit seiner Homöopathie dem armen Volke entgegen zu kommen und nicht ohne Erfolge.

„Die Katholiken sind wirklich in einem höchst traurigen Zustand; noch immer sind sie in vier Kasten getheilt, haben ihre heidnischen Gebräuche mit herübergenommen und begehen ihre Feste mit Schießen und Feuerwerk. Am Karfreitag sah ich zu, wie sie die ganze Kreuzigung vorstellten und unter Trommeln und Pfeifen ihr Bild herumtrugen. Die Bibel ist ihnen aufs strengste verboten; einige, denen wir Bücher gaben, brachten sie wieder zurück. Nur ein Mann, der alte Portugiese Pingo, ist durchs Lesen der Bibel zum HErrn gekommen. Unser Augenmerk ist immer auf eingeborne Knaben gerichtet; etliche, denen wir Büchlein geschenkt, kommen wieder, andere bleiben weg. Viele Büchlein werden zurückgegeben, andere auch von den Priestern verbrannt. Wir müssen warten, bis uns der HErr einige Jungen zuführen wird.

„Alle vier Wochen genießen wir (mit dem alten Pingo) das heilige Abendmahl in unserer Wohnung, wozu unser Freund Anderson sich selbst eingeladen hat. Der hilft uns, wo er nur immer kann. Einmal in der Woche speist er auch bei uns, dann machen wir

zusammen einen Spaziergang und schließen mit Gesang, Gottes Wort und Gebet. So leben wir in unserer Einsamkeit als selige Menschen mit unserm HErrn, der unsere Herzen mit seinem Frieden erfüllt, wodurch wir vor allem Zwiespalt gnädiglich bewahret bleiben. Ich habe bis jetzt drei Kinder getauft, darunter einen zweijährigen braunen Knaben, dessen Großvater eine geistige Frucht des theuren Schwarz war."

Schwer litt Hebich unter dem Sturme, der nun über Tinnewelt hereinbrach. „O wann wirds einmal aufhören, daß Zion sich selbst zerstört um der Menschensatzungen willen! Diese höchst traurige Begebenheit ermahnt uns, für alle die theuren Missionskommitteen brünstiger zu flehen, daß sie doch ferner vor einer solchen Sünde aus Gnaden bewahrt bleiben. Doch haben wir die gewisse Verheißung, daß bei allen wirklichen und scheinbaren Konfusionen dennoch das Reich Gott und Seinem Christus wird." Noch sei hier bemerkt, daß am 14. September endlich der heiß ersehnte erste Brief von Basel eintraf, der eine Missionsstation für Dharwar in Aussicht stellte; indeß kam nun die Dampfschifffahrt auf dem rothen Meer in Aufnahme und die Verbindung mit der Heimat wurde allgemach regelmäßiger.

---

2. Die erste Rundreise und Anfang der Predigt.

Schon lange hatte Hebich mit den Brüdern auf den nächsten Missionsstationen korrespondirt und sich gesehnt, ihre Arbeit selbst zu sehen. Da nun der eigentliche Gründer des kanaresischen Evangelisationswerks, der alte Bruder J. Hands in Bellary, sich eben genöthigt sah, nach Europa zurückzukehren, nachdem er die heilige Schrift ins Kanaresische übersetzt, sonst aber nur wenig Frucht gesehen hatte, trat Hebich gegen Ende der Regenzeit die Reise etwas eiliger an, als vorher beschlossen war. Freund Anderson übernahm die Kosten derselben und traf die nöthigen Vorbereitungen durch Postiren der Träger auf den Stationen.

Am 23. Oktober 1835 legte sich Hebich in den Palankin und war nach 29 Stunden bereits in der Militärstation der Westküste, die später der Ort seiner bedeutendsten Thätigkeit werden sollte, in Kannanur. Die Gattin des eben abwesenden Kaplans nahm ihn

freundlich auf, mit ihr fuhr er gleich Morgens in den englischen Gottesdienst, den ein frommer Offizier übernommen hatte. Nach dem Vorlesen der Predigt, fragte Hebich seinen Nebensitzer, ob er ein Kind Gottes sei? („denn ich liebe kurze Fragen"), und auf sein freudiges Ja kamen alsbald die andern neun Offiziere herzu, denen er seine Freude bezeugte, unter der rothen Montur Herzen zu finden, die den HErrn suchen. Man setzte sich wieder — in der Kapelle — und „3 — 4 Stunden flogen in fröhlichem Austausch der Herzen dahin als wären es Minuten. Es gab dann noch Manches zu verhandeln über Kirchenfragen, die, durch einen Plymouthbruder angeregt, Verwirrung unter den Glaubigen hervorgebracht hatten. Man sollte denken, in unsern letzten Tagen und besonders in der Heidenwelt hätte man genug mit dem Festhalten der Grundpfeiler, den einfachen Wahrheiten der Gottseligkeit zu thun, weil ja Alles um einen her in Todesnacht liegt. Für neue Dinge sollte ein Missionar gar keine Zeit haben; allein, wer nicht wacht, bleibt auch hier von diesem Höllengifte nicht frei. Zur Einheit aber hat uns der HErr berufen."

Es gieng nun in Eile durch die Päsſe und Dschangel des Wayanādu, nach Maisur, wo mit dem Oberst Fraser über die im Jahr 1834 eroberte Provinz Kurg (Cudagu) gesprochen werden sollte. Derselbe hatte protestantische Missionare in das Gebirgsländchen eingeladen, weil sie aber „auf sein Pfeifen nicht gleich hergeflogen kamen", einen katholischen Priester daselbst eingesetzt. Der Oberst war verreist. Eine evangelische Mission ist erst im Jahr 1853 unter den Kurgs gegründet worden. Ob die Besetzung Maisurs wünschenswerth sei, darüber konnte Hebich sich kaum klar werden; es würde jedenfalls eine Station werden, meinte er, die mehr Glauben erforderte als irgend eine andere.

Weiter führte der Weg durch die ziemlich öde Hochebene nach der großen Militärstation Bangalur, vor welcher ihm ein paar eingeborne Christen entgegenkamen, bei deren Begrüßung Hebich sich der Thränen nicht enthalten konnte. Waren es doch die ersten evangelischen Kanaresen, die er sehen durfte. Bei den beiden Campbell und J. Smith, den Missionaren der Londoner Gesellschaft, fand er nun eine freundliche Aufnahme und reichliche Gelegenheit, das Wort Gottes vor Großen und Geringen zu verkündigen. Es wurde ihm hier überaus wichtig zu finden, wie viel Gott schon unter den

Engländern in Indien gethan hatte, um eifrige Beförderer der Evangelisation des Landes aus ihnen zu machen, nachdem sie den Heiden so lange nur ein Aergerniß gewesen waren. Auch einen Katechisten trat ihm Campbell ab, den wohlmeinenden aber schwachen Brahmanen Malachi, dessen Verweilen in der Mangalur-Mission — wegen der schlechten Aufführung seiner Gattin — freilich nur von kurzer Dauer war (bis März 1837). Hatten auch die beiden Gesellschaften, die in Bangalur arbeiteten, die Londoner und die Wesleyaner, noch keine großen Fortschritte gemacht, so fanden sich doch bei beiden bereits kleine Gemeinden, in welchen es einem Knechte Christi wohl werden konnte.

Eine weitere Reise von vier Tagen (16.—20. November) brachte Hebich nach Bellary, wo der nun abgehende Vater Hands im Jahr 1810 die erste kanaresische Mission gegründet und sich durch seine Bibelübersetzung und sonstige literarische Thätigkeit ein bleibendes Andenken gesichert hatte, obwohl er nur eine einzige kanaresische Familie taufen durfte; die Tamil-Gemeinde bestand aus etwa 100 Seelen. Unter den Engländern gab es viel zu thun, was sie durch die zartesten Liebesbeweise anerkannten; mit dem (früh verstorbenen) Miss. J. Reid wurde Hebich besonders innig verbunden. Im Gefängniß besuchte er einen Nawab, der am Tag seiner Thronbesteigung seiner Schwester eigenhändig den Kopf abgeschlagen hatte; der Muselman hatte aber kein Ohr für den Heiland. Ein Deutscher dagegen, der in der Verzweiflung einen Mord begangen hatte und nur zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden war, zeigte sich als ein demüthiges Gotteskind; er war durch Hands bekehrt worden.

Nach dreiwöchentlichem gesegnetem Aufenthalt setzte Hebich die Reise fort, um zunächst Harihar zu besehen, das ihm für eine Missionsstation empfohlen worden war. Viel besser aber gefiel ihm das stattliche Hubli (18. Dezember), eine rein kanaresische Stadt von wohl 30,000 Einwohnern in gesunder Lage, und wie Hebich ahnte, bestimmt, seiner Zeit „eine Segensstätte“ zu werden. Im nahen Dharwar, der englischen Station, predigte er wieder den Europäern, doch ohne besonderen Anklang zu finden; der edelste der dortigen Christen, der Beamte R. Money (Miss. Mag. 1866, S. 228) war kürzlich gestorben.

Schon von Bangalur an hatte Hebich jede Gelegenheit benützt,

auch den Kanaresen zu predigen; dabei war ihm aufgefallen, „wie auf einigen Plätzen das Wort so gerne gehört wird und man den Leuten nicht genug sagen kann, während an andern durchaus kein Ohr zu finden ist.“ Nunmehr beschloß er auf der Rückreise nach Mangalur sich täglich die Predigt angelegen sein zu lassen. Er machte betrübte Erfahrungen mit den Brahmanen in Jellapur, und durchzog — zu Fuß — die Küste Kanaras von dem Grenzort Sadaschiwaghad an, wohin er den Katechisten Malachi bestellt hatte, mit der Predigt des Worts. In Kundapur traf er (20. Januar 1836) seine beiden Brüder, die gleichfalls die erste Predigtreise unternommen hatten, und nachdem er noch in der Tempelstadt Udupe und in Mulki seine Arbeit verrichtet, traf er (27. Januar) fröhlich in seinem Mangalur ein. Waren auch viele der ausgetheilten Traktate und Bibeltheile schon vor den Augen der Missionare zerrissen worden, ein Anfang der Evangelisirung der Provinz war doch gemacht.

„Wir müssen unter das Volk gehen,“ war nun die Losung; daher wurde (Februar) die Wohnung auf dem Hügel verlassen und ein tiefergelegenes Haus nahe am Bazar zur Missionsstätte gewählt, um hinfort täglich dem Volke predigen zu können, während Greiner in und um Kundapur verweilte und sich mehr und mehr auf das Tulu, als die Sprache der Bauern warf. Lehner dagegen machte in Nordkanara Versuche, seine Konkani-Kenntnisse weiter auszubilden, fand aber eine so abstoßende Stimmung unter den Leuten, daß er bald zurückkehrte und sich ausschließlich aufs Kanaresische legte. Dazu vermochte ihn namentlich Hebich, der dringend wünschte, daß „die wenigen Kräfte nicht zersplittert werden und man nicht zu viel auf einmal anfange“. Nachdem er selbst eine Entzündung seines Fußes, die schmerzhafte Folge der angestrengten Fußreise, überstanden, widmete er sich der Bazarpredigt unter heftigem Widerstande der Muselmanen und hatte bald nach mehreren Seiten hin so viel zu thun, daß das Sprachstudium hinfort stille stand und er sich begnügte, mit dem gesammelten Wörtervorrath, zu welchem selten eine neue Eroberung aus den Einwürfen der Zuhörer hinzutrat, sein Werk zu verrichten. Er hat es darum nie zu einem angenehmen Styl der Rede, ja kaum zu grammatischer Korrektheit gebracht, sondern sich damit begnügt, als eindringlicher Herold der einfachsten Heilswahrheiten das Amt eines Evangelisten auszurichten.

Daß der HErr auch dazu reichen Segen geben könne, wurde

ihm durch seine Erfahrungen in der englischen Arbeit hinlänglich bewiesen. Er hat auch diese Sprache nie gründlich bemeistert, aber für seinen Zweck reichte ihm sein einfacher Wortschatz völlig aus. Ein Lieutenant war wegen Trunksucht auf sechs Monate suspendirt worden; den konnte er in seiner Demüthigung für den HErrn gewinnen — wenn es auch durch Schwankungen gieng — und fand dadurch einen segensreichen Eingang bei den andern Offizieren. Die erste Dame der Westküste wurde zur Erkenntniß ihrer Selbstgerechtigkeit gebracht und demüthigte sich vor Gott. Dann erkrankte der Regimentsarzt, der Hebich wegen seines Fußübels einige Male besucht hatte. Dieser Dienst ließ sich nun erwiedern, und so oft auch der Padre abgewiesen wurde, er kam immer wieder. Eines Abends bemerkte der Kranke, er sei zu schwach zum Reden, fragte aber, als Hebich schon gehen wollte: gibt es eine Hölle? — „Wenn Gottes Wort nicht lügt, gewiß," wie sich durch die schlagendsten Schriftstellen erweisen ließ. Darauf wurde Hebich sechs Mal nicht zugelassen. Das siebente Mal hieß es: „O ich bin kein so großer Sünder, daher ich auf Gnade hoffe;" Hebich erwiederte: „Ich aber bin ein so großer Sünder, daß ich ohne einen Erlöser in die Hölle gehen müßte." Da gestand denn der Kranke seine langwierigen Zweifel am eigenen Herzensstand und das Eis war gebrochen. Schon am andern Tage rief er aus: „ich schwarzer Sünder! fast ist es mit mir zu spät." Aber mit Lob und Dank für die Langmuth Gottes, die auch ihm einen Heiland geschenkt, durfte er dahinscheiden.

Damals schrieb Hebich: „Welch eine Freude, wenn wir in unserm schwerfälligen Laufe doch bemerken: es geht himmelwärts! Unter dem Vielen, das es zu thun gibt, sehe ich oft nichts als Nacht vor mir, gehe aber gerade drauf zu im Namen des HErrn, dann blitzt ein Strahl durch mein dunkles Wesen und mit ihm Kraft und Siegesmuth. Ich werde darob von Manchen als Narr und Enthusiast, von Andern als ein frommer Mann angesehen. Aber was nützt uns das Urtheil der Menschen, wenn wir nicht das Siegel Gottes, das Zeugniß seines Geistes in uns haben? Der HErr segnet mein schwaches Bemühen, und das demüthigt mich."

Das Nächste war nun, Timmappa, einen der wenigen Sudras (genauer Tulu Billawar), die sich in wiederholten Besuchen dem Evangelium etwas geneigt gezeigt hatten, eine kanaresische Schule in einem 'dazu gebauten Schulhaus eröffnen zu lassen. Am 9. Mai

1836 kam sie mit 4 Knaben zu Stande; Hebich ließ sichs angelegen sein, die Leute in ihren Häusern aufzusuchen und ihre Kinder mit „demüthigen Bitten“ zur Schule einzuladen. Als ihrer 12 waren, wurden sie durch die Gerüchte, man werde sie nun zum Fleischessen nöthigen, d. h. zu Christen machen, fast alle wieder verjagt. Doch wurde das ausdauernde Warten endlich belohnt, und eine zweite Schule konnte im Juni mit einem gewissen Wodi als Lehrer eröffnet werden. Die Schulhäuser aber dienten seit dem 28. Juni auch zu Abendversammlungen für willige, obschon denkfaule Zuhörer aus den niedern Klassen, besonders Billawer oder Palmbauern, denen freilich das Kanaresische der Bibel noch Wort für Wort erklärt werden mußte. Sonntag den 29. Mai sodann fieng Hebich im Hause den ersten kanaresischen Gottesdienst an, mit des Katecheten Familie und den Angehörigen einer Tamil-Magd. Kanaresischen Gesang wagte man noch nicht anzustimmen, obgleich drei bis vier Lieder zur Wahl vorlagen. Acht Tage darauf nahmen die Brüder das heilige Abendmahl zu elf: vier Engländer, drei Kanaresen und Tamiler mit einem Portugiesen hatten sich ihnen angeschlossen, und das schien ihnen bereits eine dankenswerthe Zahl.

Auf dem Bazar gieng es heiß her. „Man braucht euch hier nicht,“ sagte ein hoher Brahmane den Missionaren ins Gesicht, und das Bewerfen mit Steinen und Kuhmist schien fast zur Regel werden zu wollen, bis Hebich einmal einen müßig zuschauenden Polizeidiener tüchtig ausschalt und Anderson nach manchen Bedenken dem Polizeikorps denn doch einen Wink zukommen ließ, sie sollten Unordnungen, wenn sie dieselben sähen, zu verhüten suchen. Daß sie dieselben sehen sollten, konnte ihnen freilich nicht zugemuthet werden; und auf die Frage der Brahmanen, ob die Regierung den Auftrag zur Predigt gegeben habe, war Hebich froh, sagen zu können: nein, der Gott Himmels und der Erde allein sei es, der sie dazu hergeschickt habe. Da konnte denn ein Brahmane vier Nägel emporheben, die er mit sich herumtrug, und sagen, mit solchen Nägeln hat man eben diesen Gott ans Kreuz geschlagen, ein Witz, der mit großem Beifall belohnt wurde. Doch wenn Hebich mit großem Ernste sie als die Verführer des Volks mit Gottes Zorn bedrohte und Himmel und Erde zu Zeugen anrief, daß er die Wahrheit sage, die einmal auch ihnen — zu spät — offenbar werde, schlichen sich wohl auch die Gelehrten und Witzbolde nach Hause. Um ihnen näher zu kommen, wurde

(21. Juli) mit einem schmiegsamen Brahmanen der Versuch gemacht, eine Schule für Brahmanenkinder zu gründen; er zerschlug sich aber, da die Reicheren nun plötzlich fünf Schulen nach einander eröffneten, um die Missionsschulen entbehrlich zu machen.

Immerhin standen jetzt die Missionare in stetem Verkehr mit den Einwohnern Mangalurs, wurden fleißig besucht auch von den höchsten Kasten und kamen wiederum in viele Hütten, besonders der Palmbauern und Fischer. Ehe die erwartete Verstärkung aus Europa nachkäme, ließen sie sichs angelegen sein, das geschickt gelegene Haus, in welchem sie zur Miethe wohnten, zu kaufen; dann ließ sich daran denken, für das vielbesprochene Seminar vorerst ein Gebäude aufzuführen.

Am 1. Dezember wurde der Kauf des Missionshauses mit dem Parsi Eigenthümer in Richtigkeit gebracht; die Kaufsumme (4500 Rps., schließlich auf 4900 erhöht) schoß der bewährte Freund Anderson vor, der sich nun eben anschickte, seinen Urlaub zu einer Reise zu benützen, auf der auch die Christen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz besucht werden sollten. Es regte sich gerade allerhand Neues. Im November hatte Nelson von Kalikut einen Fischer, Namens Mandschu, herauf geschickt, welcher dort durch einen Tamilkatechisten (Jakob von Tinneweli) die erste Belehrung erhalten und den Wunsch, getauft zu werden, geäußert hatte. Da er in Mangalur zu Hause war, schien es das Beste, ihn dahin zurückzusenden; Hebich sah ihn als einen aufrichtigen, doch schwachen Mann an und hoffte, er dürfte sich zu einem Schullehrer für seine Kaste heranbilden lassen. — Da die einfachen kanaresischen Schulen in keinen rechten Schwung kommen wollten, während viele Stimmen eine englische Schule herbeiwünschten, wurde an Errichtung einer solchen gedacht und um einen tauglichen Lehrer nach Madras geschrieben; doch sollte diese Frage erst später eine günstige Lösung finden, vorerst zeigte sich nirgends ein passender Lehrer. — Die Engländer luden übrigens (Anfangs Dezember) Hebich eine neue Arbeit auf, die Verwaltung ihres Armenfonds (von etwa 80 Rps. monatlicher Beiträge); da ließ sich nun mit der wöchentlichen Austheilung von Reis und mit der Aufsicht über die Hütte der Aussätzigen und Siechen die Predigt an die Aermsten verbinden.

Jeden seiner Abende theilte Hebich zwischen dem Bazar und der Erwachsenenschule in der Weise, daß er dort mehr den Fernen, hier

— bei Lampenlicht — den bereits Näherstehenden das Wort verkündigte. „Ich thue das," schreibt er, „oft freudig, oft auch sehr niedergebeugt. Mein Satz ist aber der: je mehr die Leute toben, desto mehr muß ihnen gepredigt werden in der Kraft des HErrn. Der Anfang ist immer das Schwerste; da geht es uns wie Soldaten, die in eine Schlacht ziehen sollen, die alte Natur krümmt sich wie ein Wurm; wenns aber erst wieder angefangen ist, dann gehts leichter. War ich schon genöthigt, allein aufzutreten, weil Malachi ausgegangen war, so hieß es oft in meinem Innern: „O du kannst ja ein ander Mal gehen!" Endlich machte ich mich auf im Namen des HErrn in meiner großen Schwachheit mit Furcht und Zittern, gieng auf den Hauptplatz des Bazars, stellte mich auf den Ort, nahm meinen Strohhut ab und bedeckte mein Angesicht, um im Stillen noch ein paar Seufzer zu meinem gekreuzigten Heiland hinaufzuschicken, legte dann meinen langen Bambustock (Rattan), der immer mit mir wandert, nebst meinem Hut auf die Seite, schlug mein kanaresisches Testament auf und las die erste Stelle Ebr. 9: 'Dem Menschen ist gesetzt einmal zu sterben, darnach aber das Gericht,' und verkündigte nun davon ausgehend den Ernst Gottes und sein heiliges Evangelium. Der Umstand, daß am nächsten Tag das Fest des Ganapati war, setzte ungewöhnlich viele Leute in Bewegung und es sammelte sich eine so große Schaar um mich her, wie ich sie noch nie gehabt habe. Der HErr war auch in meiner Schwachheit meine Kraft. Als ich weggieng, ließ sich eine Stimme hören: Hoho! aber von Andern wurde sogleich ein kräftiges Hst! gegeben, und so entließ man mich mit Ehren. Andern Tags aber setzten sie ihr Hoho! durch und begleiteten mich unter gellendem Geschrei und Sand- und Steinwürfen eine gute Strecke weit." Manchmal mußte er auch zwischen allen Ernst hinein lächeln über naive Entgegnungen, die er zu hören bekam. Er hatte einmal nachdrücklich vor der „offenen" Hölle gewarnt; da fragte ihn ein feiner Knabe ganz artig: „wollten Sie dann nicht die Güte haben, ihren Deckel zuzumachen?" *)

*) Wer Hebich nur in seiner letzten Lebenshälfte kannte, würde kaum glauben, mit welchem Behagen er in jener Zeit die erste Bekanntschaft mit den verschiedenen Klassen des Volks auf die Schilderung ihrer Art und Weise eingehen konnte. Bis auf ihre Gestikulationen hinaus malt er sie ab, wie sie, um Ja zu sagen, den Kopf langsam und nachdrücklich von der Linken zur Rechten drehen, beim Nein dagegen den Vorderkopf sehr schnell einige Mal hin und her schütteln und mit der Hand

Wie es unter diesem Gewirr von Arbeiten zu erwarten war, stellte sich nun immer mehr eine Einseitigkeit Hebichs heraus, die wir mit einem Ausdruck des sel. Goßner bezeichnen können: er war wie dieser ein geborner Einspänner. Da er seine Mitarbeiter herzlich liebte und ihnen das Beste zutraute, auch mit nichts hinter dem Berge hielt, glaubte er sich gleichermaßen von ihnen geliebt und verstanden, und hatte als der Raschere das, was auszurichten war, meist schon gethan, wenn sie vielleicht eben noch warteten, ob er mit ihnen darüber zu Rathe gehen werde. Beiden mangelte die Gabe, sich auf der Stelle frisch und frei auszusprechen; da konnte es denn kaum anders gehen, als daß Hebichs Art ihnen Manches zu tragen gab, seine treue Liebe einen allzu väterlichen Beigeschmack zu haben schien und sie sich hie und da wohler fühlten auf ihren einsamen Predigtreisen, als beim Zusammenleben im Missionshause. Alles das waren nur Stimmungen, die zuweilen auf diesen und jenen drückten; daß sie nicht gründlich überwunden wurden, war ein Mangel, der zunächst noch nicht viel bedeuten mochte, bei einer weiteren Vermehrung des Missionspersonals aber unfehlbar stärker hervortreten mußte. Wie unendlich groß der Segen ist, der auf wenigen, innigst verbundenen Brüdern ruht, wo immer es sich um die Arbeit im Reiche Gottes handelt, darauf kann in einer Missionsgeschichte, welcher es um strenge Wahrheit zu thun ist, nicht entschieden genug hingedeutet werden.

dieselbe Bewegung machen 2c. So gibt er eine lange Beschreibung vom tambula oder Kauapparat und stattet sie mit allerhand Zeichnungen aus. „Wenn Sie uns also im Geiste zusehen wollen, wie wir uns mit besuchenden Hindus unterhalten, so müssen sie sich dabei vergegenwärtigen, wie dieselben immer wieder eine Arekanuß in der Hand mit dem Messer zertheilen, ein oder zwei Stück mit einem gewissen Schwung und Takt in den Mund werfen und zugleich darauf herumkauen. Darauf nimmt der Gast ein Betelblatt, bricht Spitze und Stiel ab — das gehört den Göttern — und nachdem er die weggeworfen, legt er sein Blatt ordentlich zusammen und schiebt es in den Mund, kaut es sogleich durch und läßt ihm nach Umständen ein zweites und drittes folgen, nachdem ers mit feinem Kalk bestrichen. Dasselbe reicht er den Umsitzenden, die es auf gleiche Weise machen. Schnell sammelt sich dann so viel braunrothes Wasser im Mund, daß wenn er zu reden hat, er denselben etwas in die Höhe halten muß, damit er nicht überläuft; bald aber ist er genöthigt aufzustehen, um irgend wohin auszuspucken, was dann eine kleine Unterbrechung in das Gespräch bringt. Bei einigen ist auch der Mund so verschmiert und das Kauen so eckelicht, daß einem oft der Muth vergehen möchte."

3. Zweite Brüdersendung.

Indessen war die sehnlich erwartete Verstärkung in Indien eingetroffen. Miss. H. Mögling, ein Tübinger Theolog, mit drei Basler-Zöglingen war am 8. November in Bombay gelandet und von dem schottischen Dr. Wilson mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Wie wohl es den Deutschen bei diesen Brüdern wurde, voran bei dem edlen Oberbeamten Farish, der zwei von ihnen herbergte, ist nicht leicht zu sagen. „Gleichgiltig gegen die Kirchenunterschiede, wo sich der Eine Geist offenbart, voll reger brüderlicher Liebe, eifrig am Wort Gottes, fleißig im Gebet, streng gegen die Weise der Welt" schienen ihnen die angloindischen Christen, „in der That Lichter, welche, wenn der Abstand zwischen den Herrschern und den Beherrschten nicht so groß wäre, sicherlich viel dazu beitragen müßten, diese finstere Nacht zu erleuchten, die durch die Gottlosigkeit der europäischen Menge nur noch finsterer wird." Zwei der Brüder, J. Layer und H. Frey konnten mit einer Gelegenheit unentgeldlich nach Mangalur gelangen (23. November), wo auch Mögling und H. Lösch bald genug (6. Dezember) bei ihnen eintrafen. Sie fanden den bärtigen Veteranen allein; denn Lehner hatte sich aufgemacht, die jüngst bereiste Küste bis Honawer noch einmal zu durchpredigen (21. Oktober — 6. Dezember), und Greiner war weiter im Innern durch die Dschaina-Distrikte, und über Schringeri und Schimoga Honawer zugewandert (12. Oktober bis 18. Dezember). Auf die Nachricht vom langersehnten Eintreffen der Mitarbeiter aber kehrten beide, sobald möglich, zurück.

Ein wichtiger Punkt war nun zu berathen. Die älteren Missionare hatten eine zweijährige indische Erfahrung hinter sich; mit ihrem Gehalt (von 125 Pf. St. für die Person) hatten sie nicht blos ausgereicht, sondern auch, da sie nicht einmal ein Pferd hielten, sich im Stande gesehen, 200 Pf. St. zu ersparen und der Kommittee gut zu schreiben, „damit sie noch mehr Leute schicke". Hiemit glaubten sie der Sache nach Vermögen gedient zu haben; sie hofften aber, wenn ihre Bedürfnisse sich mehren sollten, von der Kommittee auch reichlicher bedacht zu werden. Dabei meinte Hebich bei Zeiten für seine beiden Mitarbeiter ein gutes Wort einlegen zu sollen. Er schrieb z. B. (April 1836): „Ich denke, von der Gesellschaft für

meine eigene Person nicht mehr zu nehmen, als was ich nothwendig zum Unterhalt gebrauche, denn ich gedenke, so der HErr ferner Gnade gibt, mich nie zu verheirathen. Ein Punkt, wo ein jeder Bruder wissen muß, was er zu thun hat, und darin auch jeder Bruder die volle Freiheit haben sollte. Andre Missionare wundern sich sehr, daß keiner von uns Dreien ein Weib hat, und in der That, wer nicht damit versehen ist, kann in Indien keines kriegen."

In Basel aber war bei dem Besuch des Freimissionars A. N. Groves (März 1835) die Hoffnung geweckt worden, durch ein noch viel einfacheres Leben dürfte sich der Unterhalt deutscher Brüder in Indien bedeutend billiger stellen. Die vier neuen Arbeiter hatten sich anheischig gemacht, zu einer möglichst apostolischen Lebensweise herabzusteigen und keinen Gehalt zu nehmen; da regte sich auch natürlich kein Gedanke ans Heirathen. Hebich hatte von allem dem keine Ahnung; er hatte z. B., weil ordentliches Fleisch oft kaum zu bekommen war, für die Neueintretenden bestmöglich sorgen wollen und ein paar wohlfeile Schafe von den Ghats eingethan, die nach einander geschlachtet werden sollten. Wie staunte er, als die Brüder den Braten abwiesen und sich auf Reis und Kari beschränkten; sie schienen gleich zum Einstand wie Eingeborne leben zu wollen.

Es kam nun zu eingehender Besprechung über die hinfort zu beobachtende Rechnungsweise; da die jüngeren Brüder sich darüber mit den älteren nicht vereinigen konnten, indem diese ihre bisherige Weise für entschieden praktischer hielten und „sich an solchen luftigen Ideen gar nicht erbauten", so dachten jene schon daran, nach dem ihnen angewiesenen Dharwar zu ziehen und dort ihre eigene Art zu versuchen. Doch erhellte aus der Vergleichung der nach Mangalur erlassenen Kommitteebriefe mit ihren eigenen Instruktionen, daß nicht gerade die vier Neulinge Dharwar zu besetzen haben, sondern in Mangalur eine Uebereinkunft zu treffen sei, wer auf die neue Station ziehen solle. So wurde denn zunächst beschlossen, daß Hebich, der schon bei den Londoner Brüdern in Belgam angefragt hatte, ob sie gegen die Besetzung des nur zwanzig Stunden entfernten Dharwar nichts einzuwenden haben, und von ihnen sammt den nachrückenden Deutschen aufs freundlichste eingeladen worden war, im Verein mit Mögling hinaufziehen und das neue Werk beginnen solle, während die übrigen drei Neulinge mittlerweile in

Mangalur die Sprache lernen und nebenbei etliche Jungen im Englischen unterrichten würden.

Hebich und Mögling fuhren also (12. Januar 1837) in einem Boote nach Goa ab.*) Es waren zwei grundverschiedene Männer, welche unstreitig den Beruf hatten, der deutschen Mission, die auf der Westküste erstehen sollte, ihren vorherrschenden Charakter zu geben. Beide waren durch merkwürdige Führungen fast plötzlich zu Christo bekehrt, beide hatten sich mit ganzer Seele der Sache des HErrn unter den Heiden hingegeben, jeder erkannte auch gleich im andern die ungewöhnliche Begabung und persönliche Tüchtigkeit an. Aber die allseitige wissenschaftliche Bildung des Kandidaten, sein offenes Entgegenkommen gegen geistige Bestrebungen jeder Art, seine unerschöpfliche Erfindungsgabe und Beweglichkeit hatten doch auch manches Beunruhigende für den alten Praktikus; während allerlei orakelartige Aeußerungen Hebichs im wunderlichen Verein mit kaufmännischer Schlauheit und scharfblickendem unbedenklichem Dreingreifen den Neuling zu eingehendem Studium und allseitiger Kritik des interessanten Mitarbeiters aufforderten. Beide waren indessen Optimisten im besten Sinn des Wortes; so genossen sie einander in großer Heiterkeit und Gemüthlichkeit, ohne doch irgend welchen Zwischenfall, der zu tieferer Beobachtung und Ergründung des neuen Freundes Anlaß geben konnte, unbenützt vorbeigehen zu lassen. Die beiderlei Missionsbestrebungen, welche Jeder vertrat, ließen sich vorerst noch nicht formuliren; herrschte bei dem Einen der Glaube an plötzliche Eingebung und ein gewisses Zutrauen in die bisher erprobte Routine vor, so tauchten bei dem Andern Träume auf von einer allseitigeren Anfassung, Weckung und Erziehung der in einem Heidenvolke schlummernden Kräfte, die freilich erst unter der Uebung zur festen Theorie sich klären konnten. Was aber beide erstrebten oder vielmehr in gleicher Erkenntniß ihrer Unzulänglichkeit sich demüthig erbaten, war doch nur Eines: die gründliche Bekehrung von Heidenseelen, das Gottesgeschenk wenigstens Eines Kindes, in dessen neuem Leben der irdische Vater die besten Züge seines eigenen Bildes erkennen könnte.

In Goa fanden sie kein Unterkommen, daher sie von einem

*) Jenem hatte Tags zuvor die Losung, die er in seiner englischen Bibel aufschlug, Apg. 21, 2, „Gewißheit über seine Bestimmung" gegeben.

Empfehlungsschreiben an den portugiesischen Militärgouverneur Gebrauch machten, das Hebich von einem der Mangalur-Offiziere erhalten hatte. Es war das ein gewisser de Mello, der sie sogleich höflich einlud, bei ihm zu wohnen und sie drei Tage lang herrlich bewirthete. Er war ein alter napoleonischer Offizier, einäugig, der den früheren Gouverneur abgesetzt hatte und einige Monate später dafür gefangen nach Portugal abgeführt wurde. Da suchte nun Hebich sein Französisch hervor und gebrauchte es treulich zum Predigen bis tief in die Nacht; der Hauswirth nahm seine Gäste mit nach Altgoa, machte sogar den Dollmetscher in einem Nonnenkloster und lud allerhand Leute zu sich ein, mit denen auch Mögling sein Latein auffrischen konnte. Fast überall stießen sie auf krassen Unglauben; die gutmüthige dicke Hauswirthin nahm eine portugiesische Bibel an, ein Beispiel, das Nachahmung fand. Nachdem die beiden Deutschen noch in des Gouverneurs Boot den Fluß hinaufgefahren, erstiegen sie zu Fuß die Ghatkette und wurden von dem Londoner Miss. Beynon, der ihnen zwei Tagreisen weit entgegenritt, in Dharwar eingeführt (25. Januar 1837). Ein frommer Lieutenant St. hatte so eben sein Haus für seine Braut hergerichtet. Doch da sich die Verbindung zerschlug, nahm er dafür die Brüder bei sich auf, und lud auch die noch in Mangalur weilenden dringend zu sich ein.

Allerhand Thüren schienen sich wie im Fluge vor Mögling zu öffnen, daher erkannte ers fürs Beste, die neue Station mit aller Macht zu beginnen, und rief seine Brüder nach Dharwar herauf. Doch wurde für billig erachtet, zum Zeichen der fortdauernden Verbindung der beiden Stationen, wenigstens einen der neuen Arbeiter, den Schulmann Lösch, in Mangalur zu belassen. Layer und Frey dagegen eilten (15. Februar—1. März) nach Dharwar, wo sofort ein Hauswesen in einfachster Weise hergestellt wurde (ein geschenktes Pferd z. B. gab man den englischen Freunden zurück, während Hebich nun ohne alle Gewissensbisse munter umherritt), um der Kommittee Muth zu machen, daß sie möglichst bald „ein Dutzend Brüder" nachsende. Möglings gewinnende Persönlichkeit machte auf die hohen Civilbeamten wie auf die vornehmeren Eingebornen einen solchen Eindruck, daß Beweise von Zutrauen und Dienstfertigkeit von den verschiedensten Seiten her entgegenkamen.

„Hebich zog indessen mit Beynon nach der großen Militärstation

Belgam, wo er nun (31. Januar—10. März) vom Morgen bis zum Abend Großen und Kleinen das Wort verkündigte, dem General sowohl wie den Weibern und Kindern der Soldaten, so einfältig und gewaltig, daß vieler Herzen offenbar wurden. Er fragte nicht, ob einer hören wolle; mit seinem Testament in der Tasche zog er von Haus zu Haus; manche entschuldigten sich oder liefen davon, es half sie nichts. Kaum wird ein Europäer auf der Station sein, dem er nicht Leben und Tod vorgehalten hätte. Obgleich er die Wahrheit in seinem unregelmäßigen Englisch sehr deutsch sagte, die Leute Lügner hieß (das Aergste für englische Ohren), den angesagten Ball von der Kanzel herab als Teufelsfest charakterisirte, gewann er doch die Achtung und Liebe der Meisten. Ein Ingenieurlieutenant wurde plötzlich erweckt, viele andere zum Suchen des Heils angetrieben; daß mehrere Damen nicht auf den Ball giengen und Hebich darüber mit dem gutmüthigen heitern Kaplan hart zusammentraf, erregte großen Lärm. Die frommen Offiziere waren so erfreut, daß sie vorschlugen, Hebich solle die Mission unter Engländern zu seinem Hauptgeschäfte machen, und sich bereit erklärten, ihn dazu auszurüsten; doch erschien ihm das, wie auch uns, zunächst unthunlich. — Immerhin ließ er sich bewegen, auf etliche Tage auch Kaladgi zu besuchen, wo er, obgleich er selbst etwas muthlos zurückkehrte, doch Leben wecken durfte. In Dharwar verboten ihm einige Herren das Haus."

In dieser Weise berichtete Mögling von Hebich. Letzterer selbst hat allerhand Interessantes über seinen Besuch in dem gesund gelegenen Belgam aufgezeichnet, wo ihn auch die Pfirsiche, Trauben und Erdbeeren erquickten. Ihm schien, die beiden Missionare dort wohnen einmal zu fern vom Volke, und dann fahren sie allzu sanft mit den Leuten, indem sie auch auf dem Bazar nur mit ihnen konversirten, während ihm das Wort viel fruchtbarer schien „wenn es mit Autorität verkündigt werde". Doch könne Gott beides segnen; nur müsse es irgendwie durch Kampf hindurch. — Von Kaladgi ist aber etwas nachzuholen, so kurz der Besuch (24.—28. März) ausfiel. Hebich wohnte bei dem Adjutanten des dortigen Regiments, einem Lieutenant Davidson, der seit zwei Jahren bekehrt, durch seine Briefe nach Schottland seine Mutter und zahlreiche Geschwister für den HErrn gewonnen hatte, in seinem Regimente aber sich noch sehr einsam fühlte. „Ich besuchte die anwesenden Engländer alle

der Reihe nach, und da gerade der General zur Inspektion angekündigt war, konnte ich Jeden sprechen, indem auch die sonst Abwesenden sich von draußen eingefunden hatten; andererseits ließ ihnen freilich die Vorbereitung für den General wenig Zeit für mich übrig. Am Ostertag predigte ich öffentlich, aber eine so satte und leichtsinnige Gemeine hatte ich schon lange nicht gehabt. Ich dachte vierzehn Tage daselbst zu bleiben, im Fall die Leute Freude am HErrn und seinem Worte finden würden; da aber das Gegentheil eintrat, so eilte ich wieder weg, indem ich ihnen allen bezeugte, daß ich im Namen des HErrn zu ihnen gekommen sei, da sie aber nichts von mir wollen, so reise ich wieder weg." Nachher hörte Hebich, wie seine schnelle Abreise die Leute aufmerksam gemacht habe; Layer aber, der im Oktober nach Kaladgi kam, fand bereits unter den vierzehn Engländern ein reges Leben, „mehr als die Hälfte sind kräftiglich erwerweckt". Major Davidson hat nach 23 Jahren Zeugniß abgelegt (s. Miss. Mag. 1865. S. 164), wie viel das Regiment diesem dreitägigen Besuche eines Missionars verdankte, „der freilich sein ganzes Herz in seines Meisters Dienst hatte und uns das zu fühlen gab, indem er den köstlichsten Geruch seiner Anwesenheit zurückließ."

Nach Dharwar zurückgekehrt, sammelte Hebich die zuverläßigsten Nachrichten über die neue Station und ihre Umgebung und besuchte dann mit Mögling und Frey die Hauptstadt der Eingebornen, Hubli (4. bis 9. April), wo, wie ihnen klar ward, die Centralstation der oberländischen Mission gegründet werden müsse. Da diese aber eine völlig getrennte Mission werden sollte, enthielt sich Hebich des Predigens und schickte sich zur Rückreise an. Da überraschte ihn spät Abends (8. April) ein Hauptmann, der sammt einer Kompagnie Sipahis daherzog, mit der Nachricht, er sei soeben eiligst nach Sirsi beordert, da in Mangalur Alles im Aufruhr sei. „Wir waren wie Träumende." Die Brüder kehrten nach Dharwar zurück, Hebich setzte langsam die Reise nach Mangalur fort, indem er allerwärts den Heiden predigte. Daran ließ er sich auch durch ein Warnungsschreiben des Dharwar Collektors nicht hindern, das ihm empfahl: „mit den Eingebornen doch höchst vorsichtig zu fahren und von der Richtigkeit ihrer Götter zu schweigen" 2c. Hebich dachte: „der arme Mann weiß nichts von meiner Predigt. Ich habe Gottes Wort zu reden und darf nicht schweigen. Amen."

Der Aufruhr, den das Gerücht so sehr vergrößerte, war damals

bereits am Erlöschen. Es war nämlich (30. März) im Unterlande der Kurg-Provinz, das zu Kanara geschlagen worden war, ein Aufstand ausgebrochen, der von den Behörden schwach bekämpft, mit reißender Schnelligkeit bis Mangalur sich verbreitete, und die Flucht aller Civilisten, auch der Missionare zur Folge hatte.*) Als die letzteren (20. April) von Kannanur zurückkehrten, fanden sie jedoch das Missionshaus unverletzt; nur das vorräthige Geld war von ihrer eigenen Dienerschaft gestohlen worden.

Hebich war schon in Sirsi (25. April) über den Aufstand beruhigt worden, eilte aber nur um so mehr seinem Mangalur zu. Im Boot von Honawer hergefahren, landete er (2. Mai), hörte am Strande, daß das Haus noch stehe, — er trat in den Garten und traute seinen Augen kaum, als er Alles fand, wie ers verlassen hatte. Er konnte nur loben und danken. Uebrigens brauchte es natürlich geraume Zeit, bis die durch den Aufstand herbeigeführte Verwirrung wieder beseitigt war.

Vorerst waren es zwei getrennte Missionen, die nun im Gebiet der Basler bestanden, und es mußte beiden daran gelegen sein, sich der heimischen Kommittee, welche über die nachzusendende Verstärkung zu disponiren hatte, durch möglichst raschen Fortschritt und geringe Unkosten zu empfehlen. So legte es denn Hebich darauf an, die Mangalur-Station so wohlfeil als möglich zu machen und berechnete der Kommittee für die „Fluchtreise der drei Brüder nach Kannanur" nur die Pfd.St. 3. 5. 8, welche sie gekostet, „damit Sie auch ein Andenken an unsern Schreck und die Todesgefahr meiner drei lieben Brüder haben. Die Untersuchung wegen des gestohlenen Geldes mag ausfallen wie sie will, so sollen Sie nichts darunter leiden." Vom Gehalt der vier Brüder aber ersparte er in diesem Jahre 141 Pfd.St., „die Sie vom HErrn zu empfangen belieben, damit im Fall der Noth Sie uns solche wieder zukommen lassen können." Unter einem solchen Nothfall dachte er sich zunächst die Verheirathung seiner Brüder, um deren Gestattung er „als neutraler Mann" dringend bat, indem er Beider Gesuch mit allerhand praktischen Gründen unterstützte und dem verheiratheten Missionar einen Gehalt von 150 Pfd.St. zu geben vorschlug.

Das Absehen auf möglichste Wohlfeilheit hat je und je den Betrieb christlicher und philanthropischer Unternehmungen belebt und

*) Das Nähere siehe in „das Kurgland, von Dr. H. Mögling." Basel 1866.

gestört; in den Missionen der Neuzeit taucht es immer wieder auf aus den verschiedensten Veranlassungen. Die Fragen über Verehlichung und Haushalteinrichtung, über den Umgang mit Engländern oder den Gebrauch des Palankins, über Wein- und Biertrinken oder Rauchen ꝛc. sind schon für manche Mission eine wahre Heimsuchung geworden. Hebich vertrat entschieden eine freie Behandlung dieses Punktes, über den sich einmal kein strenges Gesetz geben ließ, ohne die wichtigsten Interessen der Missionsarbeit zu schädigen.

Auch Mögling fühlte wohl, welche Gefahr in den damals schwebenden Fragen verborgen lag; er schrieb einmal einem Freunde: „Ich liebe und respektire Hebich als einen Mann Gottes, und wenn ich allein mit ihm wäre, würde ich wohl mich ganz unter ihn zu demüthigen versuchen. Aber wo mehrere Brüder sind, will das nicht gehen. Einige meinen, ich gehe zu weit in meiner Rücksicht auf sein unbestreitbares geistiges Uebergewicht, und er wolle eben mich gewinnen, um dann ungehindert dominiren zu können. Da muß ich nun wohl oder übel anfangen zu politisiren. Das sind schlimme Dinge. Ich wundere mich nur, wie uns der HErr bei all diesem Unverstand doch so viel Liebe läßt."

Hebich blieb übrigens mit den Dharwar Brüdern „in der lebhaftesten Korrespondenz" und hatte „die freudige Zuversicht, daß unsere Sache noch eine rechte Sache werden wird. Amen."

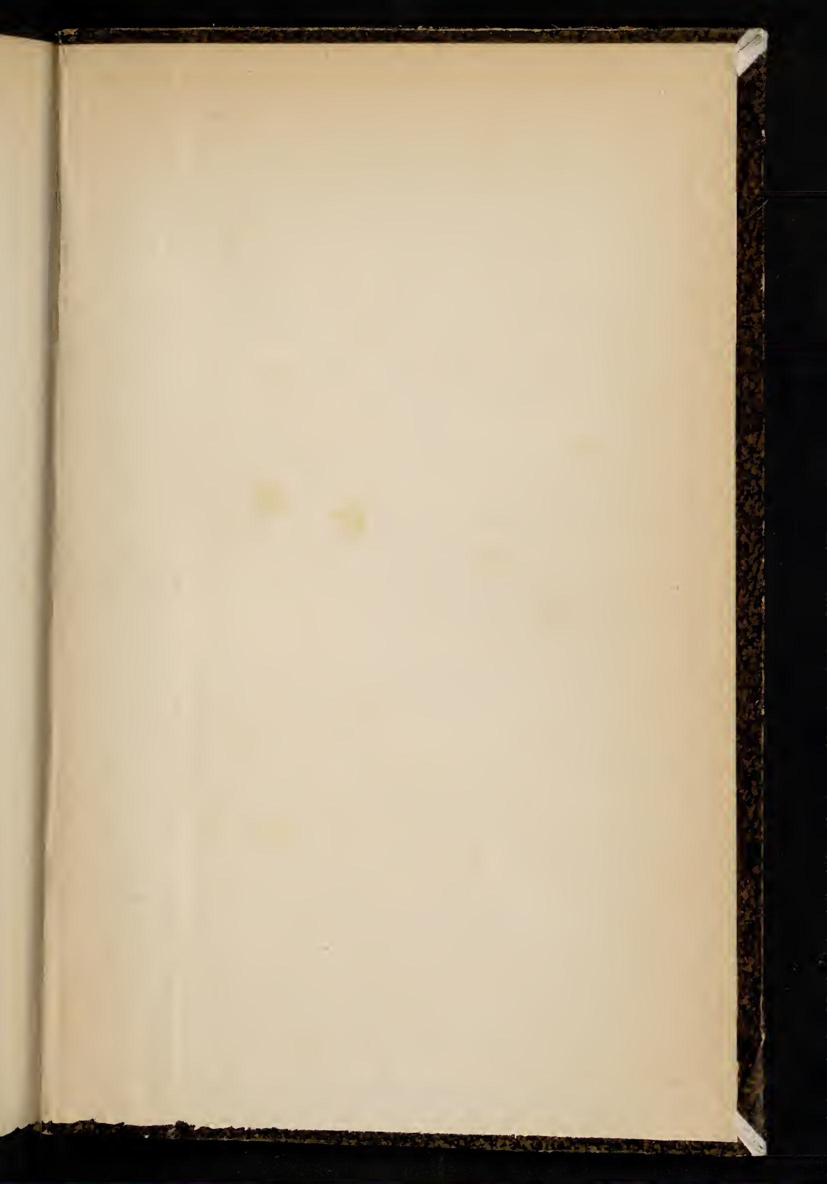
Unter der Kommission, welche nun über die Aufrührer zu urtheilen hatte, trat auch aus Malabar ein Richter S. ein. Er schien Hebichs Besuche erst nur zu dulden, bald aber fand das Wort Gottes eine gute Stätte bei ihm und er lernte, wie er später rühmte, bei dem derben Deutschen zum ersten Male, was Beten eigentlich ist. Durch eine Schenkung dieses Freundes wurde später die Ausdehnung der Mission nach Nordmalabar wesentlich beschleunigt und erleichtert.

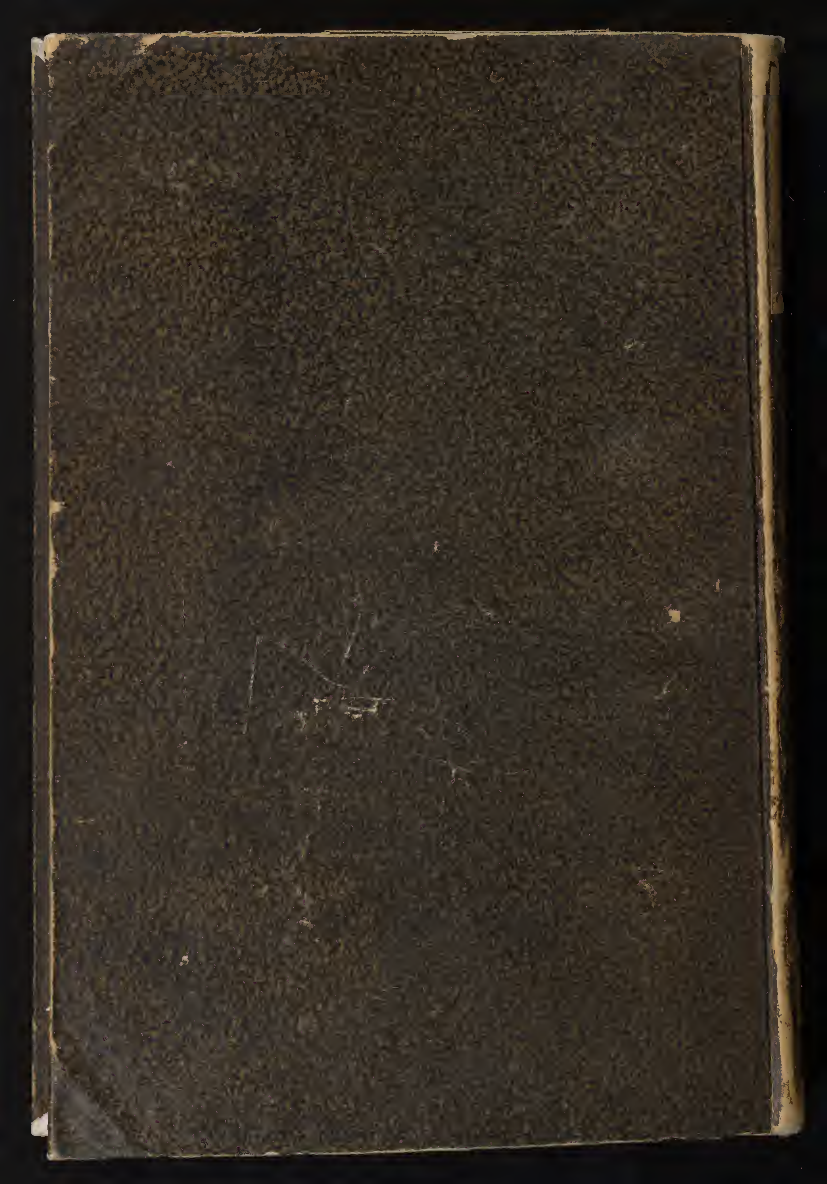
Damals schrieb Hebich an Mögling (9. Januar): „In Mangalur liegt jetzt alles voll Militär. Lieutenant C. wohnt bei uns, als ein geistlicher und leiblicher Patient; er wird seines Saufens wegen wohl seinen Dienst verlieren. Dazu haben wir auch den (trunksüchtigen) Dr. P. mit Frau und Kind aufgenommen, die von den Kurgs gefangen waren. Die Engländer kommen Sonntags in unser Haus zum Gottesdienst; es geht aber traurig unter ihnen zu. Zwei Bombay-Offiziere duellirten sich; Lieutenant S. (ein er-

weckter Mann!) hieb einem seiner Soldaten in der Hitze den Kopf ab und läuft Gefahr gehängt zu werden *); ein anderer Lieutenant schlug seinen Knecht todt. Der Prätendent Kalia Swami aber hängt schon in Ketten und mehrere werden folgen."

Unter diesen Umständen wurde Hebich seines Berufs, auch den Engländern das Wort von Christo zu verkündigen, immer gewisser. Als ihm Mögling die Bedenken eines bedeutenden Mannes über diesen Punkt mittheilte, antwortete ihm Hebich (21. Nov. 1837): „Was C. geschrieben, hat manches Gute, aber in der Hauptsache irrt er sich gröblich. Bin ich blos ein Diener Gottes für die Heiden, und nicht vielmehr für alle Menschen, zu denen mich der HErr sendet? Ich habe nie an etwas Exclusives gedacht, sonst höre ich auf ein Knecht Gottes zu sein. Ich fühle mich den Engländern verpflichtet: 1) weil Gott ihnen dies Volk anvertraut hat, wodurch uns sichtbarlich der Weg zu denselben bereitet ist; 2) gibt uns der HErr tausende von Wohlthaten durch sie, durch ihre Regierung ꝛc. (die wir wohl ignoriren mögen; es ist aber nicht billig, nur auf die schwache Seite zu sehen); 3) ohne ihre großen Geldgaben könnten die Missionare gar nicht das ausrichten, was sie wirklich thun. — Und soll ihnen für dies Alles nicht auch wieder etwas werden? Wie herrlich hat der HErr das Mühen seiner Knechte an ihnen gesegnet. Die Verheißung ist ja an ihnen erfüllt: Ihr sollt die Frucht eurer Liebe zuerst genießen. Läßt Er doch keinen etwas umsonst thun und gibt einem jeden auf seinen Kopf, nach dem er thut. O ein gerechter und treuer Gott! Wenn Du nun mit diesem Sachregister prüfst, so mußt Du einsehen, daß dieser Mann irrt, aber doch uns auch vor Abwegen warnt, wofür wir ihm zu danken haben. Wenn eine Missionsstation, wo kein Kaplan ist, wöchentlich den Engländern eine Predigt gibt, so ist es nur Schuldigkeit. Die Heiden können außerdem das Wort genug hören, wenn sie selig werden wollen. Natürlich läßt man sich dadurch von Reisen nicht abhalten. Ich für meine Person bin mit Freuden bereit, wenn der HErr mich armen Sünder dazu ruft, jedes Jahr ein bis zwei Monate extra den Engländern hinzugeben, nach meiner Erkenntniß vom Willen des HErrn." Der Erfolg hat seine Ansicht völlig gerechtfertigt.

*) „Er kam mit zwei und ein halb Jahr Gefängnißstrafe weg."





den, der die drei Deutschen mit ihrem Gepäck aufnahm und sie nun in eine der langweiligen Arten indischen Reisens einweihte. In sechs Tagen, während deren sie Muße hatten, die scheinbar unzähligen Löcher im ungeheuren Segel des Küstenboots zu zählen, fuhren sie die 45 Stunden Wegs nach der Hauptstadt von Kanara und wurden am 30. von dem edlen Anderson mit offenen Armen empfangen.

Dieser treue Freund, der über 20 Jahre lang der Mangalur-Mission die wichtigsten Dienste leisten sollte, war ein unschätzbares Geschenk für die Neuangekommenen. Die Sache des Reiches Gottes lag ihm so sehr am Herzen, daß er gerade damit umgegangen war, einen Kolporteur zur Verbreitung christlicher Schriften anzustellen; nur wollte sich nirgends ein geeigneter Mann finden lassen. Wie froh war er jetzt, drei Missionare auf einmal zu beherbergen und sie mit Land und Leuten bekannt zu machen. Von Kotschi bis Bombay war die Küste noch unbesetzt von Boten Christi; im Innern waren Bangalur, Bellary und Belgam die nächsten Missionsstationen, keine unter 100 Stunden weit entfernt. Da dieselben aber im Gebiet der kanaresischen Sprache lagen, setzte man sich alsbald mit den Londoner Brüdern, welche dort arbeiteten, in Verbindung und freute sich königlich über die Willkommschreiben und die ersten Traktate und Bibeltheile, die von ihnen eintrafen.

Bei dem Völkergemisch in der Küstenprovinz wurde aber bald für nöthig erachtet, noch eine der hier gesprochenen Sprachen zu bewältigen, da ohnehin bald Verstärkung nachgesandt und eine weitere Station in Angriff genommen werden mußte. Man entschied sich dahin, daß Lehner das Konkani, die Sprache der Katholiken und Kaufleute in Mangalur, sowie die von Nordkanara, erlernen sollte, während die beiden andern ihre kanaresischen Studien fortsetzten. Im Dezember bezogen sie eine bescheidene Miethwohnung auf einem dem Seewind ausgesetzten Hügel und lernten nun mit ihren beiden Munschis, einem Brahmanen und einem Katholiken, in großer Abgeschiedenheit eifrig drauf los.

Bald erkannten sie, daß eine Station im Innern des Landes zu gründen, ein verfehltes Unternehmen wäre; die Bevölkerung fand sich doch am dichtesten in der Nähe der Küste. Man zählte damals 20,000 Katholiken, 651,000 Hindus und 46,000 Muhammedaner in der Provinz Kanara. Die Engländer der Station, etwa 18 an